

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
„Südungarischen Lloyd“.

N. 42 1886.

Lorbeer und Myrte.

Novelle
 von

A. v. d. Esze.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Viktor v. Striezen Stephanie wieder losließ, zog das junge Mädchen ein paar Zweige aus ihrem Strauß — es waren Lorbeerern und Myrten — und reichte sie ihm hinab.

„Nehmen Sie hier, eine gute Vorbedeutung. Dafür bringen Sie mir herrliche Pariser Blumen mit!“ lächelte sie in ihrer schelmischen Weise, die ihr einen eigenthümlichen Reiz gab, weil man nie wußte, ob sie im Ernst oder Scherz spreche.

Er steckte die grünen Zweige in die Schnüre seines Attila, winkte einen Kuß hinauf und rief: „Möchte ich bald als Sieger mein Knie vor Dir beugen dürfen, um den Lorbeer- und Myrtenkranz als höchsten Lohn aus Deiner Hand zu empfangen!“

„Sie werden die übermüthigen Franzosen gewiß schlagen!“ rief sie mit dem vorigen kindlichen Lächeln herunter.

„Lebewohl, süße Stephanie, die Minuten sind gezählt!“ Mit raschem Entschluß riß er sein Pferd herum und jagte aus dem Garten.

Das junge Mädchen lehnte fröhlich in's Balkonzimmer zurück. Am Nebenfenster lehnte hinter der zugezogenen Gardine die Präsidentin, sie sagte zufrieden: „Es machte sich recht hübsch; ganz Romeo und Julia“. Nun aber, mein Herzchen, geh' rasch wieder in's Bett, daß Du Dich nicht erkältest!“

„Ach Mama, er sah reizend aus; und treu bleibt er mir gewiß!“
 „Ja, ja, aber es ist doch sehr verständig, daß Du Dich auf keine Verlobung eingelassen hast. Frei wie Du jetzt bist, wartest Du die Chancen ab, wie Papa lagt.“

„Ich mußte es Euch ja versprechen, ehe wir gestern hinfuhren,“ sagte Stephanie verdrossen. „Dieser schreckliche Krieg, nun gehen Alle fort, wie langweilig wird das hier werden!“ Sie zog sich gähmend in ihr Schlafzimmer zurück.

Viktor wandte sein Pferd noch nicht der Kaserne zu; er verfügte noch über eine Viertelstunde Zeit. Gern hätte er dieselbe unter Stephanien's Balkon verplaudert, aber eine Pflicht rief ihn, die, wenn auch in anderer Weise, gleichfalls einem Herzensbedürfniß genügen sollte. Er mußte seiner Tante Waldemar Lebewohl sagen.

Diese Nacht von Striezenhorst zurückkehrend, hatte er den alten Johann, den Diener der Baronin, gewarnt und ihm befohlen, rechtzeitig bei der Hand zu sein; er wurde also auch dort erwartet.

Das Haus der Tante war eines der entferntesten von der Stadt. Früher ein nahe gelegenes Landgut, ward es nach der Anlage des Bahnhofs und dem Bebauen der Allee eine städtische Villa. Aber das alte Striezen'sche Landgut, „der Rosenberg“, trug noch immer seinen besonderen Charakter.

Von einem weiten Park mit hohen alten Bäumen umgeben, bildete es die Ecke einer Seitenallee, die auf den Eisenbahndamm zuführte. Ein Theil des Parks breitete sich sogar unmittelbar längs des Eisenbahndammes aus.

Viktor sprengte die Allee hinunter und hielt jetzt vor dem Portal des Rosenbergs. Das weite Mittelthor stand offen und der treue Johann in demselben.

Der junge Husar warf sich vom Pferde und eilte in's Haus. Er wußte seiner mütterlichen Freundin Schlafzimmer zu finden und dachte nicht daran, daß er stören könne. Und er hatte Recht, der verzogene Sohn.

Die alte Dame saß aufrecht im Bett und lauschte auf die Signale, welche von der fernen Kavallerie-Kaserne undeutlich herüber tönten. Sie hielt die schmalen weißen Hände gefaltet, und ihre Seele war in Gebete versunken für ihn, der vergessen hatte, ihr Lebewohl zu sagen. Und nun stürmte er doch noch zu ihr herein; wie so oft eine Welt von Frische, Leben und Heiterkeit in ihr stilles Gemach tragend.

„Viktor!“ rief sie mit einem Freudenlaut und breitete dem Jünglinge

die Arme entgegen. „O, Du kommst doch noch einmal, geliebtes Kind, wie konnte ich das hoffen?“

Er warf sich vor ihrem Bette auf's Knie und bedeckte die lieben alten Hände mit Küßen: „Gutes Mütterchen, ich dachte Dich gestern in Striezenhorst zu sehen!“

„Du Schelm, Du hast gar nicht an die Alte gedacht,“ lächelte sie unter Thränen, „sonst hättest Du gewußt, daß ich, die ich so ungern in die große Welt gehe, Deinen Auszug nicht wie die Andern feiern konnte.“

„Nun, als ich Dich nicht fand, mußte ich heute noch kommen. In ein paar Minuten geht's von hier auf den Marsch!“

„Gott segne Deinen Auszug, mein lieber Sohn, und beschütze Dich,“ sagte sie feierlich und legte die Hand auf seine braunen Locken. „Möchte ich den Sieg der deutschen Waffen und Deine glückliche Heimkehr erleben! Daß Du nicht müthlos sein wirst im Kämpfen, hast Du mit Dir als Soldat auszumachen. Aber daß Du nicht übermüthig, roh und gnußfüchtig wirst als Sieger, das, Viktor, wollte ich Dir noch als letzte Bitte an's Herz legen. Bei aller Güte ist viel Uebermuth in Dir. Du darfst nicht Schaden leiden an Deinem Besten; halte Maß und übe Schonung! Betrachte Dich so, wie Du möchtest, daß ein Franzose es im Hause Deiner Eltern thäte. Nach Jedem von Euch wird unser Volk beurtheilt. Und laß so oft Du kannst von Dir hören!“

„Gewiß, gewiß, Tante!“ stammelte er ergriffen.

Noch ein inniges Umfassen; dann stürzte er fort und jagte der Kaserne zu, um mit den Kameraden seinen Antheil am großen Werke der Nation zu übernehmen.

Fast ein Jahr ist verstrichen; und welch' ein Jahr! Es fällt ein Buch deutscher Geschichte mit glänzenden Wetzern; seine Kämpfe, seine beispiellosen Erfolge und schweren Opfer sind und bleiben für alle Zeiten unvergesslich!

Im Park des Rosenbergs der Tante Waldemar grünt und blüht es wieder wie an jenem Morgen, da sie ihren Liebling, einem Weltenstürmer gleich an jugendlicher Frische, in tiefem Abschiedsweh von dannen ziehen sah.

In der Allee vor dem Thor des Landhauses stehen zwei junge Husarenoffiziere; der eine von ihnen ist Graf Otto; er scheint etwas gewachsen, sein struppig's blondes Bärtchen ist bemerkbarer und seine Farbe gesunder. Der andere ist einer von Viktor's s'totten Kameraden, die damals in Striezenhorst tanzten.

„Auf Ehre, Otto,“ bemerkte Lekturer, „ich thäte gern ein Uebriges und besuche ihn wieder, er ist aber so verdammt murrköpfig, hat für gar keinen Sport mehr Interesse, daß ich stets in Verlegenheit bin, was ich mit ihm reden soll.“

„Meinen Sie, daß es mir besser geht?“ fragte Otto kleinlaut. „Dazu kommt jetzt sein Verdruß auf Alles, was sich rührt und lustig ist. Aber Sie wissen, er hat mich von jeher am Bande gehabt, und ich mag nicht weg bleiben.“

„Das a. D. sprengt die kameradschaftlichen Bande,“ meinte der Andere achselzuckend; „was können wir dafür, daß er außer Dienst und invalide ist und wir nicht? Vergleichen ist Glücksfache!“

Mit diesen Worten grüßte er und ging sporenklirrend der Stadt zu. Otto wollte das Eingangsthor durchschreiten, da trat ein Kamerad von der Infanterie heran und fragte nach dem Ergoßten des Baron Striezen; wann er bleibet sei, und wie sich der Zustand mache?

Otto, nicht unzufrieden, vor dem peinlichen Besuch noch eine kleine Frist zu gewinnen, berichtete: „Mein armer Freund wurde im Januar bei einer Reconnoissance vor Paris verwundet. Ihm wurde der Knochen des rechten Schienbeines zerschmettert und der Zustand der Wunde machte eine Amputation nothwendig. Der arme Kerl hatte viel auszuhalten und sein Leben schwelte lange in Gefahr. Viele Monate war er nicht transportfähig. Als sein Vater ihn endlich vor kurzer Zeit abholen konnte, wollte er nicht nach Striezenhorst, sondern zur Tante Waldemar — Sie wissen, hier die alte Baronin auf dem Rosenberge; da die Aerzte hier leichter zur Stelle sind, als auf dem Lande. Und so liegt er nun hier, allerdings jetzt mehr Reconvalleszent als Patient.“

„Besten Dank,“ sagte der herzugetretene Offizier höflich, „und möchte der Herr Kamerad bald hergestellt werden!“ Er ging grüßend von dannen.

Otto aber begab sich nun endlich in die Villa, um den Freund aufzusuchen.

Viktor's Bursche brachte ihn in das Vorzimmer, hier trat ihm die Regierungsrätthin, Viktor's Schwester, entgegen.

„Verzeihen Sie, lieber Graf,“ sagte sie freundlich, „wenn ich heute Ihren Besuch bei meinem armen Bruder ablehnen muß; er befindet sich in einer peinlichen Verfassung und wird an jedem anderen Tage mehr Freude von Ihrer Gegenwart haben als heute.“

Otto stammelte etwas von Bedauern, Hoffnung, baldigem Wiedervorsprechen, und stolperte gleich darauf, höchlich vergnügt, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, die Stufen vor dem Landhause hinunter.

Währenddem saß Isidore an dem Lager ihres Bruders. Wie verändert war der arme Viktor! Eine krankhafte Blässe bedeckte die sonst so frischen Züge; ein voller Bart umgab das schmale Gesicht

„Es ist doch kein gutes Zeichen, Isidore,“ sagte er in hastiger Weise, „daß Stephanie nicht kommt! Ich hatte gehofft, sie gleich hier zu sehen, und nun bin ich drei, vier Tage da, ohne von ihr zu hören.“

Der Präsident freilich läßt anfragen —

„Er schickt, höflich wie ein Weltmann, der er ist, täglich seinen Livredienner, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen,“ entgegnete die Schwester mit Ironie und Verdruß im Ton.

„Warum ist nicht längst etwas von meiner Seite geschehen? Stephanie wird an mir zweifeln. — Horch, der Wagen! Ha, gleich werden wir Alles hören! Wenn sie mitkäme? Da ist Tante Walde-
mar!“

Die alte Dame trat mit betrübtem Gesicht herein. „O Tante, Tante, sprich, komm her, laß mich jedes Wort erfahren!“ rief Viktor fieberhaft erregt.

Mit einem zweifelhaften Blick auf Isidore sagte die Baronin: „Soll ich wirklich genau den Hergang meines Besuchs bei der Präsidentin erzählen?“

Viktor begrub bei diesen Worten sein Angesicht in den Händen. Er wußte genug. Die Schwester aber sagte: „Gewiß sollst Du das. Mein Bruder muß wissen, wie er daran ist. Ein Mann kann Alles ertragen.“

„Nun wohl. Die Präsidentin erkundigte sich mit größter Liebenswürdigkeit nach meinem armen Invaliden; bei einer Andeutung Deines Verhältnisses zu Stephanie erklärte sie aber sehr bestimmt: Solche Ländeleien wollen wir nicht zu ernst nehmen. Ein bißchen Courtmacherei bildet die Würze der Geselligkeit und verdient nachsichtige Beurtheilung. Ein bindendes Wort ist, wie ich von meiner Tochter weiß, nicht gesprochen, und außerdem verändern Umstände die Sache. Leider ist ja der arme Herr v. Strießen jetzt durchaus nicht in der

Lage, ein blühendes Mädchen an sich zu fesseln. Sollte selbst Stephanie aus Mitleid ein gewisses Interesse äußern, so würden wir, ihre Eltern, als für ihr Glück verantwortlich, einer thörichten Schwärmerei niemals nachgeben.“

„Das ist deutlich,“ sagte Isidore entrüstet, „und wenn noch die Tochter Interesse äußerte!“

„O, verurtheilt meine Stephanie nicht zu früh!“ rief Viktor. „Berücksichtigt ihr mädchenhaftes Gefühl, fragt sie selbst, ob sie mich aufgibt! Ich weiß, ich fühle, es kann nicht sein!“

Isidore schlug nach ruhiger Ueberlegung auf seine Seite. Die treue Schwester konnte seine Sache nicht für aussichtslos halten. War sie doch Zeugin gewesen der Innigkeit, mit welcher das schöne Mädchen an jenem Abend in Strießenhorst seine Zärtlichkeit erwiderte. Sie rüfelte sich sofort, Stephanie aufzusuchen.

Es glückte der Regierungsrätthin, das junge Mädchen allein zu treffen, und nun erinnerte sie dasselbe unumwunden an das, was zwischen ihr und dem Bruder vorgefallen.

Stephanie erröthete lebhaft, sie suchte nach Worten und stam-

melte endlich unter steigender Verlegenheit: „Seien Sie mir nicht böse, liebe gnädige Frau! Es thut mir so leid, daß sich Herr v. Strießen um mich grämt — aber was soll ich thun? Die Eltern wollen's nicht — und — er hat ja nur ein Bein — und mich schaudert davor.“

„Dann haben Sie ihn nie geliebt!“ rief die hochherzige Schwester.

Stephanie verstummte beschämt.

Isidore ging empört. Sie glaubte weder an Stephanien's Verlegenheit, noch an ihren „Schauder“, sie glaubte auch nicht an die gehorsame Tochter; sie glaubte dagegen an die Berechnung einer Selbstsüchtigen, welche ein Kranker langweilte und der vielleicht eine bessere Parthie in Aussicht stand.

Sie theilte Viktor offen jedes Wort mit, hof-

send, es sei, wenn auch eine schmerzhafteste, so doch eine nöthige und heilsame Berührung seiner Herzenswunde.

Er lag am offenen Fenster seines Wohnzimmers, als sie mit ihm sprach. Scheinbar gefaßt nahm er ihren Bericht auf; nachdem sie aber gegangen war, richtete er sich mühsam empor, legte die Stirn in die Hand und seufzte tief. Alle jene freudigen Stunden in Stephanien's Nähe zogen vor seinem geistigen Auge vorüber.

Wie hatte er sich in seinen schwersten Leidenstagen an dem Gedanken einer still beglückten Häuslichkeit mit ihr aufgerichtet! Je mehr alles Uebrige aufhörte, zusammenbrach, je heller war ihr Stern ihm ausgegangen. An ihrer Seite bot das Leben ihm doch noch tausend Reize! Er wollte sich beschäftigen, studiren, malen, mit ihr theiden, was sie erfreute. O, es war ein unendliches Glück, das er in ihrer Liebe, in der Zusammengehörigkeit mit ihr zu finden gehofft hatte.

Und nun? Alles vorbei!

Er wollte seine Liebe aus dem treuen Herzen reißen — es mußte ja sein. Er nahm ein Buch aus der Brusttasche und holte aus einem inneren Verschluß zwei dürre Zweige. Es waren jene Lorbeer- und



Nikolai Karlowitsch v. Giers, russischer Minister des Auswärtigen. (S. 168)

Myriensproßen, welche sie ihm als schöne Vorbedeutung beim Scheiden vom Balkon gereicht. Lange hielt er die beiden Reiser zwischen den abgemagerten Fingern.

„Ihr habt mein Hoffen betrogen,“ murmelte er bitter und zerstückelte die Zweige in kleine Atome.

Von da ab aber ward seine Stimmung eine täglich hoffnungslosere, traurigere.

Ein verwöhntes Kind des Glücks, das niemals die harte Hand des Schicksals gefühlt, hatte er sich zuerst unmutig aufgeliebt, um jetzt in Bitterkeit und schwarze Hypochondrie zu versinken. Alles, was ihm das Leben werth gemacht hatte, war durch den einen Schuß zertrümmert. Seine Kraft, seine militärische Stellung, seine jugend-

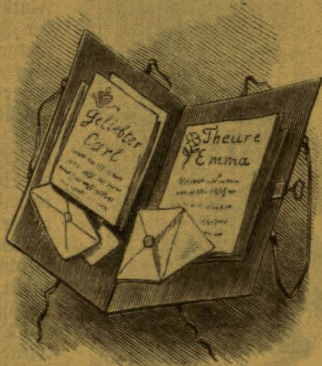
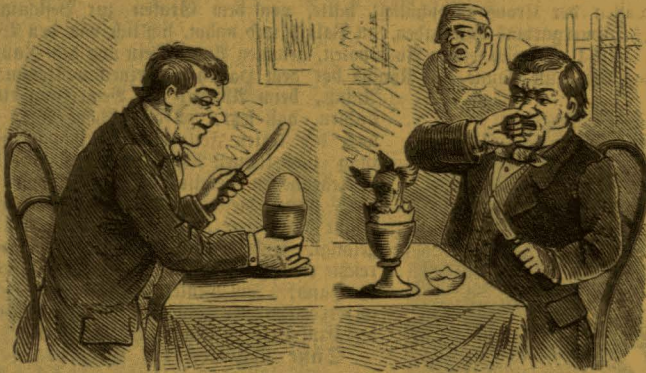
lichen Freuden, und nun auch seine Liebe. Nur das lahle, werthlose Dasein blieb ihm.

Der junge Graf Otto war nach jenem mißglückten Versuch, den kranken Freund zu sehen, nicht so bald wieder auf dem Rosenberge gewesen. Endlich aber siegte sein altes kameradschaftliches Gefühl und er schritt eines Nachmittags durch das hohe Eisenhor des Landstüzes.

Johann, der ihm aus dem Hause entgegen kam, sagte, der Herr Baron befinde sich in seinem Rollstuhl hinten im Park, er werde den Herrn Grafen hinführen.

Es war ein schön gehaltener Garten, den die Beiden durchschritten. Gleich hinter dem Hause ein lichtgrüner Rasen mit Blumenparthien und einer hübschen Fontäne. Schattige Bosquetgänge und eine breite

Humoristisches: Auswendig und Inwendig.



Rindentallee, die auf den Eisenbahndamm zu lief, gaben dem Garten etwas Ausgedehntes, welches den Namen Park rechtfertigte.

Alle Wege leiteten auf einen Endpunkt des Gartens zu, auf eine Erhöhung des Bodens, die ganz und gar mit Rosen besplant; sogar das halb offene Tempelchen auf der oberen Fläche war von Schlingrosen überwuchert. Vor Zeiten, als die gerade Linie der Eisenbahn das Besizthum noch nicht begrenzte oder vielmehr durchschnitt, war der Blick von hier aus auf Wiesen und Felder, auf einen Theil der Stadt und hinaus auf die Höhe, wo die malerisch düsteren Gebäude des großen Friedhofs sich erhoben, in der Ferne aber auf den Strom und blaue Höhenzüge sehr anmuthend gewesen. Man hatte sich jetzt an die große, laut pulsirende Verkehrsader des modernen Lebens gewöhnt, fand es wohl gar unterhaltend, die Räder vorüberdampfen, Bekannte abreißen

zu sehen, und benutzte den Rosentempel, seit Viktor bei der liebevollen Tante eine Zuflucht gefunden, täglich. Ihn, den Kranken, an Geist und Körper Gebrochenen, zog es besonders in diese ferne Ecke, weil er hier von dem Leben und Treiben in der Allee vor dem Hause nichts wahrte.

Im Rollstuhl zurückgelehnt, daß kranke Bein hoch gelagert, in Dedes gehüllt, saß bleich und matten Blickes dort Viktor v. Strießen, nur noch ein Schatten seiner selbst. Seine Schwester Isidore und Tante Waldemar saßen neben dem Kranken in der offenen Halle des kleinen Rosentempels und versuchten ihn zu unterhalten. Es ward den beiden Damen nicht leicht, obgleich sie sich in liebevoller Weise bemühten. Wie manches Thema mußten sie vermeiden, und wie oft bewies ihnen ein Wort des scheinbar theilnahmlösen Hörers, daß er doch verletzt sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Nikolai Karlowitsch v. Giers. (Mit Porträt auf S. 166.) — Der Nachfolger des Fürsten Gortschakoff, der russische Minister des Auswärtigen Nikolai Karlowitsch v. Giers (siehe das Porträt auf S. 166), dessen Name in neuerer Zeit so vielfach genannt wurde, entstammt einer in Finnland angeseheneren schwedischen Familie und ist 1820 geboren. Er trat 1838 als Cleave in das Ministerium des Auswärtigen zu St. Petersburg ein, wurde in dem ungarischen Feldzuge von 1848 bis 1849 dem russischen Hauptquartier als diplomatischer Agent beigegeben und dann nach Konstantinopel geschickt. Während des Krimkrieges fungierte er als Kanzleichef des russischen General-Kommissärs für die Moldau und Walachei, später als Generalkonsul in Egypten und dann in Rumänien. In der Folge sehen wir ihn als russischen Gesandten in Teheran, Bern und 1872 in Stockholm, von wo er nach St. Petersburg zurückberufen und mit dem Posten eines Direktors des asiatischen Departements im Ministerium des Auswärtigen betraut wurde, bis seit 1879 die Leitung der Geschäfte des ganzen Ministeriums in ziemlich selbstständiger Weise in seine Hände überging. Bei Giers' Berufung auf den Posten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten (Oftern 1882) wandte ihm Kaiser Alexander III. sein volles Vertrauen zu, und das bisherige Wirken des Ministers, der namentlich auch durch persönlichen Verkehr mit den hervorragendsten Staatsmännern der fremden Mächte die befriedigendsten Beziehungen anzubahnen und zu erhalten sucht, ist durchaus geeignet gewesen, dasselbe zu rechtfertigen.

Die Aerzte der Eingeborenen Guyana's. (Mit Abbildung.) — Bei den das Innere von Guyana, dem nordöstlichsten Theile Südamerikas, bewohnenden Indianern hat jeder Stamm seinen Arzt, *Piay* genannt, und unsere Abbildung zeigt uns einen solchen, mit allen Abzeichen seiner Würde bekleideten Jünger Aeskulap's. Er trägt als eigentliches Kleidungsstück nur einen Schurz von den langen, zu einem dichten Wulst nach oben zusammengebundenen Haaren und auf den Schultern förmliche Fittiche aus entsprechend befestigten Federn. Der ganze Körper ist mit rother Farbe, *Kuku* genannt, bemalt. Das Kurverfahren dieser indianischen Aerzte besteht meist nur in Gebeten, Anhauchen der schmerzenden Stellen, Einrisen derselben mit einem spitzen Steinsplitter und Auslaugen des Blutes. Da bei jenen Stämmen überhaupt auffallend wenig Krankheiten vorkommen, so reichen ihre Aerzte mit einem solchen, freilich höchst primitiven Verfahren aus, sind aber trotzdem höchst angesehen.

Die Schwörhand zu Eisenberg. — In der Kirche zu Eisenberg steht ein Schrank, der zur Aufbewahrung des Bahrtuches dient. In diesem Schrank befindet sich ein Kästchen, welches einen menschlichen Vorderarm nebst der rechten Hand enthält. Das Fleisch ist vermodert, Knochen und Sehnen sind noch vorhanden. Die Armtknochen sind mit einer Schnur umwunden, um sie zusammen zu halten, der Daumen hängt an einer Sehne herab, der kleine und der Goldfinger sind in die Hand eingeschlagen, der Mittel- und Zeigefinger scheinen mehr gerade zu stehen. Dies ist die sogenannte „unverwesliche Hand“, die „Schwörhand“. Von derselben geht folgende Sage: Ein Graf v. Wattenheim grüßte mit der dortigen Gemeinde in Streit wegen eines Waldes. Der Graf sowohl als die Gemeinde erhoben Eigenthumsansprüche auf denselben. Wer jedoch der rechtmäßige Eigenthümer sei, sollte durch Zeugenbeweis festgelegt werden. Die Sache kam vor Gericht und dieses wurde in dem strittigen Walde gehalten. Die Gemeinde Wattenheim vermochte den Beweis nicht zu erbringen und verlangte ihn von dem Grafen. Im Dienste des Grafen nun stand ein alter Förster und dieser wurde als Zeuge vorgelesen. Ehe er jedoch vor das Gericht trat, füllte er in seine Schuhe Grund von dem Eigenthum seines Herrn und that in seinen hohen Hut einen Schöpflöffel. Alsdann trat er vor und schwur: „So wahr der Schöpfer über mir ist, stehe ich auf meines Herrn Grund und Boden.“ Auf diesen Eid hin sprach das Gericht dem Grafen den Wald zu. Nach einiger Zeit starb der Förster und sollte begraben werden. Als man ihn in den Sarg legte, wollte die rechte Hand angeblich nicht in demselben bleiben; wie gewaltsam man die Hand auch hinein zu bringen suchte, immer ragte sie aus dem Sarge wieder hervor. So blieb denn nichts Anderes übrig, als dieselbe abzuschneiden. Aber dadurch erschien es offenbar, daß der Förster einen Meineid gethan habe. Der Graf wollte nun den Wald nicht mehr haben, ebenso verzichtete die Gemeinde Wattenheim auf denselben, und man schenkte ihn sammt der Hand der Gemeinde Eisenberg. [Gr.]

Mexikanische Leuchtinsekten. — In den Wäldern Mexiko's gibt es 2½ Centimeter lange Insekten, die selbst im hellen Sonnenschein wie Diamanten glänzen. Ihr wissenschaftlicher Name ist *Pyrophorus* (Feuerträger) und bis vor Kurzem waren sie in Europa noch nie gesehen worden. Ihr Licht gleicht demjenigen des Glühwurms oder der Feuerfliege, überstrahlt diese jedoch etwa so, wie eine elektrische Lampe eine Wachskerze. Beginnt die Leuchtkraft abzunehmen so kann sie wieder zu dem vorherigen Glanze belebt werden, wenn man das Insekt schüttelt oder in's Wasser taucht. Es

wird berichtet, daß sich die Indianer dieser Thiere zu Beleuchtungszwecken bedienen, und daß einige wenige ein ganzes Zimmer erhellen. Bei Nachtmärschen sehen die Eingeborenen auf jeden ihrer Füße ein solches Insekt, wodurch ihr Weg so erleuchtet wird, daß sie nicht auf giftige Schlangen treten, welche in den tropischen Wäldern häufig vorkommen. Die mexikanischen Damen kaufen sie von den Indianern, setzen sie in durchsichtige kleine Behälter und tragen diese als Kopf- oder Halschmuck, was bei größerer Anzahl eine sehr hübsche Wirkung hat, und da die Indianer das Duzend für wenige Cent's hergeben, so ist dieser Schmuck für jede Schöne erschwingbar. Man füttert diese Insekten mit Zuckerrohr, und bei einiger Pflege bleiben sie lange am Leben. Setzt man eines auf ein aufgeschlagenes Buch, so kann man in finsterner Nacht mit Bequemlichkeit lesen.

Thereses Eintrittsgeld. — Der ungeheure Aufwand, welchen der Graf V. trieb, bildete um so mehr den Gesprächsstoff in vielen Circeln Münchens, als immer lauter auftretende Gerüchte die pikantesten Distorchen von fast werthlohen Wechseln und der Verzweiflung berüchtigter Geldgeber erzählten. Der erlauchte Schuldenmacher hatte sich einen feenhaften Wintergarten erbaut, der zu gleicher Zeit fertig geworden war, als der edle Graf es auch mit seinen Finanzen war. Da erschien eines Tages König Ludwig I., der damals schon die Krone abgeschüttelt hatte, von dem Grafen zur Besichtigung seines Wintergartens eingeladen, im Palais und nahm, sichtlich von den Wundern entzückt, die sich seinem Auge boten, genauen Ansehen von dem Zauberbaine. Die gute Laune des Königs bot dem Hausherren einen willkommenen Anlaß, beim Abschied die Bemerkung einzuflechten, daß jetzt, wo das schöne Werk nur noch der letzten Feile bedürfe, ihm die Zahlung eines kleinen Restes von 40,000 Gulden Vorklagen bereite. König Ludwig, der die Ländgen dieser zarten Anspielung sofort erfaßt hatte, war eben bei seinem Wagen angelangt. Sich von dem Grafen verabschiedend, reichte er demselben freundlich mit den Worten die Hand: „Ihr Wintergarten ist wunderbar schön, ich werde ihn aber nicht mehr sehen können, denn das Eintrittsgeld ist mir etwas zu theuer.“

Süße Quellen im Meere. — Zu den größten Wertwürdigkeiten gehört das Ausbrechen süßer Quellen mitten in der salzigen Fluth des Meeres. An der südlichen Küste der Insel Cuba, südwestlich von dem Hasen Bataoano, in dem Meerbusen von Kagua, aber 4 bis 5 Kilometer vor dem festen Lande entfernt, brechen mitten im salzigen Wasser Quellen süßen Wassers aus dem Meeresboden aus. Der Ausbruch geschieht mit solcher Kraft, daß Boote sich nur mit Vorsicht diesem wegen des hohen und durchkreuzten Wellenschlages verrufenen Orte nahen. Handelschiffe, welche an der Küste vorbeisegeln und nicht landen wollen, besuchen bisweilen diese Quellen, um gleichsam mitten im Meere sich einen Vorrath süßen Wassers zu verschaffen. Je tiefer man schöpft, desto süßer ist das Wasser. Dr. A. V.

Das verständige Schicksal. — Moses Mendelssohn, der berühmte philosophische Schriftsteller, war in jungen Jahren Buchhalter in einem Berliner Geschäfte, dessen Inhaber sich nur sehr beschränkter Fähigkeiten rühmen konnte. „Wie ungerecht ist doch das Schicksal!“ meinte ein Leidensgenosse eines Tages mit schmerem Seufzer, „Sie, ein so geschiedter und hochgebildeter Mensch, müssen einem so beschränkten Kopfe dienen!“ — „Im Gegentheil,“ verjette Mendelssohn lächelnd, „ich meinerseits finde das sehr verständig vom Schicksal. Denn wenn ich Herr wäre, ih n könnte ich schlechterdings nicht brauchen.“ A. St.



Ein *Piay* (Arzt) der Eingeborenen Guyana's.

Buchstaben-Räthsel.

Was sich mit a weilt jederzeit	Allüberal mit e umher,
Dem Dienste der Gerechtigkeit,	Dies thut's auch, wenn man o ihu gibt,
Kauft groß und klein wie kreuz und quer	Doch stets es dann das Wasser liebt.
Auflösung folgt in Nr. 43	

Silben-Räthsel.

Aus nachstehenden Silben sollen 9 Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen die Namen zweier Sternbilder des nördlichen Himmels bezeichnen:

a, an, ei, dan, de, de, do, el, eu, fa, gel, gen, i, jew, ko, la, la, ma, na, ni, ni, or, ra, schük, ti, zig.

1) Ein berühmter Schauspielers. 2) Eine Stadt in Rußland. 3) Ein italienischer Astronom. 4) Ein berühmter Maler. 5) Ein russisches Instrument. 6) Ein italienischer Staatsmann. 7) Name von vier Päpsten. 8) Stadt in Preußen. 9) Eine Komposition Beethoven's. [Karl Wader.]

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Räthfels in Nr. 41: die Rechte.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Hölzer in Temesvár.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Germann Schmidt in Stuttgart.